

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 172.

Mittwoch, 26. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(84. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Atemlos hatte Fred Delarues die wechselnden, fesselnden Bilder an seinem Auge vorüberziehen lassen — er sah unter allen Gestalten aber nur eine einzige — die der schlanken, reizvoller, jungen Frau, die in lebendigem Mienenspiel alle Empfindungen, die sie besaßen, wiedergeben wußte: anfangs war sie das kindliche, anschmiegende Geschöpf, das glückstrahlend ist in ihrer jungen Ehe . . . Dann wird Karen von den Dämonen der Eifersucht ergriffen . . . wird von jäh aufzudender Leidenschaft, von Haß und Liebe verzehrt . . . Der erste Akt des Dramas war zu Ende — Fred rührte sich nicht, wie hypnotisiert starrte er den mit seltsamen, bunten Arabesken geschmückten Vorhang an, auf dem eine Kellame nach der anderen aufflammte.

Träumte er denn . . . War er verheiratet . . . Henrika dy Santos — das war ja . . . Wie hatte er an jenem Theaterabend in Lübeck nur so blind sein können — die Saffi im „Zigeunerbaron“ war auch ihm, nicht nur Irmgard Köhnstadt merkwürdig bekannt vorgekommen — doch geschminkt und im Kostüm hatte ihn die Erscheinung der Henriette Santen fremd angemutet — heute aber schlug die Erkenntnis wie ein Blitzstrahl in seine Seele! Henriette Santen und Henrika dy Santos war ein und dieselbe Person!

Wäre ihm noch der leiseste Zweifel an dieser Überzeugung geblieben, so hätte ihn die nächste Minute eines Besseren belehrt: als er endlich aus seiner Erstarrung aufschraf und um sich schaute, da fiel sein Blick auf einen der jüngsten Angestellten seines Kontors — unweit von ihm saß Fritz Kunstmann aus Schwartau, der ehemalige Kamulus seines Bruders, saß da mit einem geradezu verklärten Gesichtsausdruck . . .

Henrika dy Santos also war es gewesen, die dazumal in dem kleinen französischen Städtchen, eine Sterbende fast, dazulegen hatte . . . Mit Henrika dy Santos hatte sein armer, verblendeter Bruder die Fahrt von London nach Paris, dem Dorado aller Operettenprinzessinnen, unternommen.

Ein unnenbares Gefühl schnürt Fred die Kehle zusammen — es ist gut, daß alles aus, daß alle Spuren verweht sind . . . Ja, für Harald ist es vielleicht ein Glück, daß er im Erbgrabnis der Delarueschen Familie schläft, er wäre am Ende zugrunde gegangen in den Händen dieser Komödiantin, wäre herabgezogen worden zu ihrem Niveau, er, der Sproß einer alten vornehmen Familie, in der es niemals Komödianten- und Gauklerblut gegeben hatte.

Welch ein Tor war er, Fred, doch gewesen, daß er geglaubt hatte, Henrika würde seiner Hilfe bedürfen — nein, die abenteuerte auf eigene Hand durchs Leben, war die echte Großtochter eines Diego dy Santos . . .

Sie braucht keine Hilfe, sie muß in ihrem Beruf große Summen verdienen, denn eine echte Künstlerin spricht aus ihrem Spiel, das muß selbst Fred, wenn auch wider Willen, zugeben . . .

Warum sitzt er noch hier im Saal wie gebannt an seinem Platz? Er hat gefunden, was er gesucht, — mehr noch, eine Aufklärung, auf die er nicht im entferntesten

gerechnet. Eine seltsame geheime Macht aber zwingt ihn dazu auszuharren, bis das Drama zu Ende gespielt ist.

Der zweite Teil beginnt: diesmal erblickt man die kleine Bauernstube des Fischerhäuschens, in der Karen als Hausfrau wohnt. Es ist Nacht. Am Ofen schläft zusammengekauert, eine alte Frau, eine Anverwandte Sörens, deren Verlobter vor vielen Jahren auf der See umgekommen ist.

Seit jener Zeit ist ihr Geist unnachtet. Karen rüttelt die Schlafende: Glaubst du, daß Sören draußen auf See ist im furchtbaren Sturm? Dann eilt sie ins Freie . . . Man sieht die Umrisse der weißen Dalkirche emporragen, die Bäume des Friedhofes werden vom Winde gepeitscht. Karen glaubt, daß Sören heute in der graufigen Sturmnacht die Gräfin Uhlefeld befreien, mit ihr zur See entfliehen will. Sie sinkt zu Boden. Verzweiflung malt sich auf ihren Zügen — da kommen Leute mit angstverzerrten Mienen an ihr vorbei — Fischerfrauen — sie verrinnt Mufe: „Noch sind sie draußen auf hoher See — Sören und die, welche mit ihm hinausgefahren. Draußen sind sie sicher, aber wehe ihnen, wenn sie zu Landen versuchen, wenn sie gegen die Klippen treiben.“

Karen kommt ein rettender Gedanke: ein Feuer soll von der Adlerklippe weit über das wildbewegte Meer hinausleuchten — soll die draußen vor der Landung warnen. Sie ruft den Frauen zu, ihr zu folgen und eilt dann auf dem Wege über die Uferklippen allen voran. Anstatt den Umweg zum sicheren Aufstieg zu nehmen, klettert sie den steilen Abhang hinauf, ihr Haar weht im Winde, Todesverachtung malt sich auf ihren Zügen. Sie trägt droben aus einem Schuppen Holz herbei, sie reißt das morsche Strohdach herunter, bohrende wie eine Katze klettert sie an der Wand des Schuppens empor, alle Eifersucht ist in ihr erloschen — sie hat bloß den einzigen Gedanken „ihn, der ihr teurer ist als ihr eigenes Leben, zu retten.“

Hoch flammt das Feuer auf der Klippe empor. — Nun kommen auch die anderen Fischerfrauen herbeigeeilt, schüren die Flammen, tragen ihnen neue Nahrung zu. — In ihrem Licht erblickt man auf dem Wasser in der Ferne das Fischerboot neben einem Schiff, das hart von den Wellen bedrängt wird. Karen fällt bei diesem Anblick auf die Knie . . . Sie ist wie ein verkörpertes Fiehn um Rettung.

Auf dem Uhlefeldlastell droben in der Burg fällt ein schwacher Lichtstrahl auf das Häuflein Frauen, die um ihre Männer, Söhne und Brüder draußen auf den Bässern hängen.

„Du hast sie nicht retten wollen, Sören“, sagt Karen, als die Sturmnacht vorüber und er wohlgeborgen in seiner Hütte sitzt.

Doch das Schiff, das die braven Vornholmer Fischer vor dem Untergange beschützt, hat der Gräfin die ersehnte Rettung gebracht — es hat Boten mit einem Handschreiben ihres königlichen Bruders an Bord — die

Verfertigen öffnen sich für die Verbannte — die Heimkehr nach Kopenhagen steht ihr offen.

„Dir danken wir alle unsere Rettung, mein tapferes Weib“, sagte Eören, „ohne das Feuer auf der Adlerklippe trieben unsere Leichen jetzt mit der toten See.“
„Mad du bist mein, Ed. en!“

Wie ein Triumph über aufopfernden Liebe des Weibes klang das Drama, dessen Wirkung durch großartig technische Hilfsmittel erhöht wurde, aus.

Ein Verstoßen für Haralds Handlungsweise — nur ein Verstoßen, vorerst noch keine Billigung, steigt in Freds Seele auf.

Sie ist berüchend schön, diese Henrika dy Santos, so ganz Weib in demütiger Hingabe, dann wieder königlich aufbegehrend. . . . Und so mutig, so tapfer. . . . Nur, wer sich mit Leib und Seele dieser Rolle hingab, vermochte sie mit einer solchen Innigkeit und einer solchen großartigen Kraft zu verkörpern.

Berwirtht, von dem Geschauten bis zu einem von ihm nie für möglich gehaltenen Grade überwältigt, verläßt Fred den Saal und wandert über die belebten Straßen in eine stillere Gegend, zum Schöneberger Ufer, wo es um diese Stunde fast menschenleer ist. Er verdoppelt hier seine Schritte, will gleichsam den Eindrücken, die auf ihn einstürmen, entfliehen. Doch sie sind stärker als er. Sie verlassen ihn auch während der folgenden Tage nicht, so sehr er auch bestrebt ist, sie durch angestrengtes Arbeiten zu verwischen.

Die Baronin Strodthmann weilt als Gast im Löhnstädtischen Hause in Lübeck.

Ihre Gesundheit ist noch immer recht schwankend. Sie hat sich äußerlich im Laufe des letzten Jahres sehr verändert, hat ihre stolze und aufrechte Haltung eingebüßt. Wie eine ganz alte Frau sieht sie jetzt aus.

Jrmgard hat versprochen für ein paar Wochen nach Berlin zu kommen — die Baronin möchte sie am liebsten ganz bei sich behalten, es ist ihr heißester Wunsch, daß Fred und das Mädchen, das sie wie eine Tochter liebt, sich endlich finden, aber sie hütet sich, daran zu rühren — sie kennt die Wunde in Jrmgards Herzen, sie liebt sie deswegen nur noch inniger. . . . Aber, wenn man so jung ist wie Jrmgard Löhnstädt, dann schließen sich mit der Zeit solche Wunden, um nach und nach ganz zu vernarben.

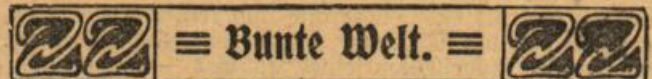
Am Morgen des Tages, an dem Fred seine Mutter nach Hause erwartet, fällt ihm bei der Durchsicht seiner Privatkorrespondenzen ein dicker, eingeschriebener Brief mit überlebensfähigem Poststempel zuerst entgegen. Ein zweites Schreiben, das ebenfalls seine Adresse aufweist, liegt in dem Kuvert, das er, die Handschrift erkennend, in maßlosem Staunen, in der Vorahnung, Ungewöhnliches zu erfahren, öffnet. . . . Dieser zweite Brief kommt wie eine Stimme aus dem Grabe zu ihm, seine Hände zittern, als er es entfaltet. . . .

Hamburg, den 3. April 19 . . .

Lieber Fred! Jrgend etwas, nennen wir es ein räthselhaftes Vorempfinden, treibt mich dazu, Dir fast am Vorabend meiner Hochzeit mit Henrika dy Santos das zu schreiben, was ich eigentlich nachher zu tun beabsichtige. Ich liebe Henrika dy Santos, die ich unter ihrem Künstlernamen Henriette Santen kennen gelernt habe, über alles auf der Welt. Ich weiß, daß unsere Mutter und Du, ihr beide meinem Herzenbündnis mit der Operettenmängerin ablehnend gegenüberstehen werdet. . . . Aus diesem Grunde habe ich beschlossen, mich mit Henrika ohne Euer Vorwissen in London frauen zu lassen. Verzeiht mir meine Heimlichkeit. Auch Henrika, meine Braut, hat ihren Stolz, und sie betrachtet Dich, Fred, zu meinem Leidwesen als ihren größten Feind. Ich wollte Dir bei meiner Anwesenheit in Berlin zu Weihnachten alles offenbaren, meine Liebe zu Henrika, und daß ich niemals von ihr lassen werde. Doch auf die Bitte meiner Braut schob ich das Geständnis noch hinaus. „Niemals werden die Deinen in unsere Heirat willigen“, das war ihr steter Ausspruch. Ich aber hoffte doch, Eure Zustimmung zu erhalten, sobald ich aber die Feder ansetzte, um Dir, Fred

offen zu schreiben, wie es um mich stand — fehlten mir die richtigen Worte. Ich wurde unsicher und nervös. Zudem fühlt ich mich körperlich sehr elend. Das wirkte natürlich nachtheilig auf meine Stimmungen und Entschlüsse. Nach einem Ohnmachtsanfall unterjuchte mich ein Lübecker Arzt und sagte mir auf meine Bitte um vollste Wahrheit über meinen Zustand, daß meine Tage gezählt wären. Im besten Falle könne es mit mir noch einige Jahre dauern. Ich schenkte seiner Diagnose nicht unbedingten Glauben — unter dem Vorwand, mir ein Segelboot anzusehen, fuhr ich nach Hamburg zu einer dortigen ärztlichen Berühmtheit im Spezialfach. Auch hier erfuhr ich mein Todesurteil. Da faßte ich den Entschluß, noch für die letzte Zeit meines Erdenbestehens so viel Sonne um mich zu haben, wie nur möglich. Meine Sonne aber ist Henrika dy Santos. Ich sagte ihr alles, auch, daß Du und unsere Mutter in unsere Verbindung willigen würdest, sobald ich Euch davon benachrichtigen würde, daß ich nicht mehr lange zu leben habe, aber daß ich jeden Morgen mit dem Gedanken erwache, daß es vielleicht mein letzter Tag auf Erden ist. . . .? Wenn Du, Bruder, diesen meinen Brief gelesen haben wirst, so wirst Du, das erbitte ich dringend und herzlich von Dir, unsere Mutter darauf vorbereiten, daß ich ihr Henrika als Tochter zuführen werde. Auch Du wirst Henrika richtig kennen und sie schätzen lernen. Sie ist großzügig und gut und selbstlos. Am Tage nach meiner Rückkehr aus Hamburg fuhr ich mit ihr hinaus in den knospenden Frühlingwald. Nie werde ich diese Stunde draußen im Riesebusch bei Schwartau, dem idyllischen Städtchen, vergessen, Fred. . . . Um uns webte und sang der Frühling, ich hielt Henrikas Hände in den meinen — und sprach inmitten des schwellenden, jungen Lebens um uns herum — vom Sterben — fragte sie, ob sie mir ein kurzes Glück schenken wolle. . . . Ich habe ihr nichts verschwiegen — auch das nicht, daß sie nach einer vielleicht schon sehr kurzen Frist nur meine Krankenpflegerin sein würde. Sie hat trotzdem darein gewilligt, in aller von mir gewünschten Heimlichkeit meine Frau zu werden. Ich bitte Dich, Fred, mein und Henrikas Anwalt bei unserer Mutter zu sein. Am besten gib mir deine Antwort auf diesen Brief telegraphisch. Ich werde voller Ungeduld auf einen Ruf von Dir warten. Dein treuer Bruder Harald.“

(Fortsetzung folgt.)



Aus der Kriegszeit.

Die Prothesen-Industrie im Schwarzwald. Die Notwendigkeit einer großzügigen und technisch vollkommenen Erzeugung von Kunstgliedmaßen für Kriegsverletzte hat in beispiellosmäßig kurzer Zeit eine weitverzweigte Industrie dieser Art auf deutschem Boden geschossen. Während über die Tätigkeit großer Fabriken auf diesem Gebiete schon vielfach berichtet wurde und die Ausstellungen von Kunstgliedern in Berlin, München und anderen Städten von den Erfolgen Zeugnis gaben, dürfte es weniger bekannt sein, daß die Herstellung von Prothesen auch die Heimarbeit im Schwarzwald neuerdings stark beansprucht. Diese neueste Schwarzwalder Industrie ist sogar, wie Stabsarzt Dr. Rehrburg in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ betont, wegen ihrer hervorragenden Leistungen besonders zu beachten. So wird ein Normalgliederstyp der Beinprothese, das sogenannte Schwarzwalder-Bein, wegen der Einfachheit und Dauerhaftigkeit und anatomisch schönen Formen von vielen Sachverständigen als eines der besten Kunstgliedmodelle bezeichnet. Die im Schwarzwald heimische Holzschmittindustrie, deren Feiertagszeugnisse — wie insbesondere die Kuckuckuhren — allgemein bekannt sind, fand hier eine für die Bevölkerung selbst und zum Heile der Kriegsgeschädigten äußerst nützliche Betätigung, und die Schwarzwalder Holzschmiedbauer werden ihren neuen Aufgaben in hervorragender Weise gerecht. Außer dem erwähnten Schwarzwalder-Bein stellen die Schnitzer auch Füllfüße, künstliche Hände mit und ohne Angelfelenk und einzelne Finger her. Eine große Anzahl von Schnitzern wurde für diese Tätigkeit besonders ausgebildet, was in Verbindung

mit ihrer von Hause aus großen Eignung für diese Konstruktionen die günstigen Resultate erklärt.

Die kritische Lage der englischen Landwirtschaft. Die englische Presse erhebt dringliche Klagen über den beispiellos schlechten Zustand, in dem die Landwirtschaft Großbritanniens sich befindet. Tatsächlich scheint die Lage, selbst wenn man nur das annimmt, was die Blätter zugeben, fast trostlos zu sein. So versichert der „Daily Chronicle“, daß die durch das andauernde schlechte Wetter in England hervorgerufene Verfassung des Ackerlandes nachgerade alarmierend sei. „Seit den ersten Tagen des Februar,“ schreibt das Blatt, „war es infolge der Schneestürme und sonstigen widrigen Wetterverhältnisse unmöglich, auch nur die geringste Arbeit auf dem Lande vorzunehmen, und somit ging gerade die für den Ackerbau wichtigste Zeit verloren. Selbst wenn das Wetter plötzlich zum Guten umschlagen sollte, wird es wegen des Arbeitermangels noch Wochen dauern, bis eine vernünftige Bearbeitung des Bodens begonnen werden kann. Die Lage ist jetzt bereits sehr ernst und kann in allernächster Zeit direkt kritisch werden. Obwohl der März die beste Zeit zur Kartoffelanzpflanzung ist, wurden bis jetzt nirgends größere Mengen angebaut. Daher werden wir in diesem Jahre in England zumindest auf die Frühkartoffeln vollständigen Verzicht leisten müssen, und die Kartoffeln aus dem Vorjahre werden gewaltig im Preise steigen. Auch die übrige Frühjahrsfaat wurde nirgends in dem erforderlichen Maße vorgenommen. Alle Landarbeit ist löstbare Wochen im Rückstand. In vielen Orten wurde gar nicht gepflügt, und der Boden ist noch ganz unvorbereitet. Darum ist eine gewisse Angst auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Erzeugnisse nur allzu berechtigt. Selbst der Zustand der Wiesen ist noch hoffnungslos, und der Mangel an Weideland macht sich in der schlechten Verfassung des Viehbestandes bemerkbar. Während der nächsten Wochen wird man sich jedenfalls mit Futterersatzmitteln begnügen müssen. All dies bedeutet natürlich eine Steigerung der unerläßlichen Ausgaben, die um so empfindlicher ist, da alle Futterstoffe in diesem Jahre in England außerordentlich hoch im Preise stehen. Die größte Schwierigkeit besteht jedoch in dem schrecklichen Mangel an Arbeitskräften. Infolge der vorgerückten Zeit wird die Arbeit sehr gehäuft und zusammengedrängt werden, und man wird aus allen Kreisen Hilfskräfte heranziehen müssen. Daher ergeht der dringende Ruf an alle Frauen und Kinder, sich der Arbeit auf den Feldern zu unterziehen. Selbst Kinder in zarterem Alter können kaum entbehrt werden, wenn der Ausfall nicht zu groß sein soll. Die Beurlaubung von Mannschaften zur Landarbeit gestaltet sich umso schwieriger, als das britische Heer ohnehin nicht gerade an Überfüllung leidet.“

Ein Festtag der Bergleute. (Zum St. Anna-Tag, 26. Juli.) Im „Deutschen Reichs- und Preussischen Staatsanzeiger“ wurde kürzlich bekanntgegeben, daß der Ort Bischerer-Dollen im ober-sächsischen Erzgebirge seinen bisherigen slavischen Namen in „Anna-Grube“ verändert habe. Wie der Name der Stadt im sächsischen Erzgebirge zeigt, findet man in den deutschen Bergwerksgebieten sehr häufig Ortsnamen und Grubenamen vor, die mit Hilfe der heiligen Anna, der Mutter der Jungfrau Maria, gebildet sind. Die Heilige, deren kirchlicher Gedenktag auf den 26. Juli fällt, wird seit jeher in der katholischen Kirche als die Hauptpatronin der Bergleute verehrt. So kommt es, daß noch heute auch in solchen Bergbaubezirken Deutschlands, in denen sogar die protestantische Bevölkerung überwiegt, der Anna-Tag als besondere Festtag der Bergleute gefeiert wird. Wie die heilige Anna zu dem Patronat über die Bergleute gelangte, darüber geben die ältesten christlichen Schriftsteller einigen Aufschluß. Vielfach wird bei ihnen nämlich Christus mit der Sonne und dem Golde, die Jungfrau Maria mit dem Monde und dem Silber verglichen. Diese bildlichen Bezeichnungen brachten die Mutter der Jungfrau Maria mit dem Silbererze und dann mit allen Erzen und dem Bergbau überhaupt in Verbindung. In Annaberg im Erzgebirge wurde anfänglich hauptsächlich Silbererz gefördert. Neben der heiligen Anna wurde auch ihr Gatte, der heilige Joachim, mit dem Bergbau in Beziehung gesetzt. Man erkennt dies noch aus dem Namen Joachimstal im böhmischen Erzgebirge. Nach diesem Orte führen unsere Taler ihren Namen; denn das Wort Taler stellt eine Verkürzung des Wortes Joachimstaler dar. In Joachimstal wurden durch einen Grafen von Schlick die ersten Münzen dieser Art aus dem dort gewonnenen Silber geprägt. Joachimstal ist übrigens ja heute als Hauptfundort der wichtigen Radiumerze in der ganzen Welt berühmt geworden. Der Name Joachim ist in Deutschland noch ziemlich häufig, aber weit mehr Verbreitung hat noch der weibliche Vorname Anna gefunden. Dies kommt daher, weil die heilige Anna als die Mutter der Jungfrau Maria in der katholischen Kirche zur Patronin der Ehefrauen erhoben wurde. Da der Vorname stets von guter Vorbedeutung sein soll, bringt man also durch die überaus häufige Verwendung des Vornamens Anna zum Ausdruck, daß die Trägerinnen dieses Namens Ehefrauen werden sollen. In Österreich finden in Friedenszeiten zu Ehren der zahlreichen Söhnen, die dort zumeist Annerl, Rannerl, Nanni usw. genannt werden und die also zum Annafeste ihren Namenstag feiern, überall Wille und Konzerte statt, die fast regelmäßig mit Feuerwerk und Festbeleuchtung einigen. In manchen österreichischen Provinzen, so in Kärnten, sind zu Geschenken Sträuße aus roten Nelken, roten Rosen und sog. Schleierblumen üblich, die unter dem Namen Annasträuße auf den Straßen feilgeboten werden. In flämisch-belgischen haben die Näherinnen und Spitzenklöpplerinnen die heilige Anna zu ihrer Schutzpatronin erkoren, deren Fest sie ganz allgemein durch Ausflüge in die Umgebung begehen.

Der „Kühnenunkundige Pamphletist“. Der bekannteste moderne Dramatiker Englands, Bernard Shaw, der am 26. Juli 60 Jahre alt wird, ist auch heute für uns eine interessante Erscheinung, die gerade inmitten unseres praktischen und geistigen Krieges gegen England Beachtung verdient. Ursprünglich wurde Shaw in Deutschland und Österreich durch die wichtige Dialektik seiner Gesellschaftskomödien bekannt, denen man bei uns mit viel mehr Verständnis und kesserem Urteil begegnete als in England selbst. Damals interessierten uns an Shaw nur seine Stücke, die auf unseren Bühnen mit großem Erfolg gegeben wurden. Heute ist unser Blick in anderer Richtung geschärft: wir sehen in Shaw den Feind und den nimmermüden Bekämpfer der britischen „Gesellschaftsmoral“. Eine mehrwöchige Fronte will, daß Englands berühmtester moderner Bühnendichter in Dublin geboren ist, der isländischen Stadt, die heute mehr als je die Spuren der britischen Gewaltherrschaft trägt. Noch bezeichnender aber ist, daß die Werke dieses Autors unausnahmslos der Beandmarlung englischer Anjitten dienen — und die Zahl beider ist nicht gering. Darum wurden Shaws Stücke in England nicht mit großer Liebe angenommen. Shaws selbst erklärte einmal hierüber: „Als ich meine Tätigkeit als Schriftsteller mit der Bekämpfung einer in England sehr bekannten Gesellschaftsklasse begann, wurde ich von allen Seiten aufs heftigste ergriffen. Das Gesamturteil der englischen Kritik lautete, ich sei nichts weniger als ein Bühnendichter, sondern ein Bühnenunkundiger Pamphletist. Aber ich halte daran fest, daß, wer Fehler in unserer Moral aufdeckt, eine heilige Pflicht erfüllt hat.“ Ist es reiner Zufall, daß dieser Bühnenunkundige Pamphletist mit seiner heiligen Pflicht die deutschen Bühnen aufsuchte, um zu Worte zu kommen? Tatsache ist und wird bleiben, daß es Deutschland und Österreich waren, die dem bekanntesten lebenden Dramatiker Englands den Weg in die Öffentlichkeit und auch den Weg zu Ruhm und Vermögen eröffneten. Ist es nicht merkwürdig, daß das „militaristische“ Deutschland Medefreiheit gab, wo das „freie“ England sich grimmig und heuchlerisch sträubte? Erst die in Deutschland gewonnene Anerkennung zwang die plötzlich auf den so verlästerten Shaw stolz gewordenen Engländer ihm auch daheim einen sichtbaren Platz einzuräumen. Diese Wetterwendigkeit charakterisiert er selbst: „Die Art, wie ich in England Geld verdiene, ist mehr als feldman. Jahrelang erhielt ich hier nicht genug zum Leben, und plötzlich verdiene ich oft 6000 M. in der Woche. So etwas kann selbst einen Heiligen demoralisieren.“ Diese Niedereinkünfte! Wer waren erst die Folge der deutschen Anerkennung. Der Witz, der Shaws bemerkenswerteste Eigentümlichkeit darstellt, ist — wie er selbst — rein irische Neigung. Shaw machte nie ein Hehl daraus, daß die Engländer ihm in moralischen und auch in künstlerischen häufig tadelnswert erschienen. Selbst die jüngsten Vorfälle in Dublin nahm er zum Anlaß, über das englische Kunstbananentum herzufallen, indem er schrieb: „O, wäre ich doch der englische General Maxwell gewesen! Da, wie hätte ich dann alle öffentlichen Gebäude in Irland mit schwerer Artillerie in Grund und Boden geschossen — diese sträflich schandhaften Gebäude, die England errichtet hat!“

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgebichte, Novellen usw.

* „Das Buch einer Liebe.“ Roman von Marie Eugenie delle Grazie. (Wolffstein-Verlag, Berlin.) Die Verfasserin wählte noch einen Untertitel für ihr Buch und der lautet: „Der Roman einer jungen Frau“. Und es ist auch ein Roman, vieles mutet recht romanhaft an in dieser ganz jungen Ehe. Annemarie liebt ihren Gatten mit der ersten keuschen Liebe einer unberührten Seele, Wilhelm aber, der reiche junge Gelehrte, den die Frauen verwöhnten, der sich jede Laune gönnen kann, begehrt Annemarie nicht aus solch reiner Liebe heraus zur Frau. Und das merkt sie im Laufe der Ehe. Sie ist eifersüchtig und hat Grund dazu. Wilhelm hat sich nie zur Disziplin erzogen, das hatte er nicht nötig und das rächt sich jetzt bitter, besonders für Annemarie. Es kommt zum Bruch und nur der ausbrechende Krieg führt eine äußerliche Versöhnung herbei, die aber mit Wilhelms Tod besiegelt wird. Annemarie verzeiht ihm ganz und gern, da er sich in der Todesstunde zu Gott bekennt. An dem Roman gibt es viel auszufehen, aber doch verzeihen auch wir der Verfasserin so gern manche Sünden, da man hinter dem Werk ein heißempfindendes Dichterherz klopfen hört. Und so überwiegen denn die guten und starken Seiten des Buches, das sicher gern und viel gelesen werden wird. B. v. N.

* „Stilles Geldentum“ und andere Novellen von Gertrud Franke-Schiebelbein. (Verlag Westermann, Berlin. 350 Seiten.) Mit der Herausgabe dieser gesammelten Novellen haben liebende Hände der kaum vor Jahresfrist Verstorbenen einen Denkstein bleibenden Gedenkens gesetzt. Wer die Verfasserin im Leben kannte, wem vergönnt war, sogar zu ihren Freunden zählen zu dürfen, der findet überall in diesen zwölf Novellen den treuen Menschen mit der großen Liebe zum Nächsten, mit der sanften Hand, die so gut versteht, weich und leise Sorgen zu plätten und Freude zu heben, wieder. Die Auswahl der Novellen ist zwar keine ganz glückliche — es wäre der Sammlung entschieden vorteilhafter gewesen, wenn die eine oder andere Erzählung, die entweder veraltet oder stilistisch nicht so ganz auf der Höhe steht, nicht veröffentlicht worden wäre. Aber immerhin sind es im allgemeinen recht gute Sachen. An erster Stelle steht „Das Biechkind“, das man weiterhaft erzählt nennen kann. Eine eigenartige Angelegenheit aus dem Gebiete des Unerforschten schildert die Erzählung „Aus seiner Dunkelkammer“. Von feinem Humor erfüllt ist die Novelle „Frau Träsemann“. „Nachlese“, die letzte Arbeit, zeigt, wie die tiefere seelische Gemeinschaft in der Ehe allmählich verflachen muß, wenn die Unruhm des gesellschaftlichen Alltagslebens die ersiehende Oberherrschafft gewinnt. M. v. L.

* „Deutsche Feld- und Heimat-Bücher.“ Herausgegeben vom Rhein-Mainischen Verband für Volksbildung. (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin.) Anregende Belehrung in leichtfähhlicher Darstellung und Sprache bieten die Deutschen Feld- und Heimatbücher dem wissenschaftlichen jungen Helden in seinen Musestunden im Schützengraben, wie auch den jungen und alten Leuten „daheim“, die für wenig Geld etwas anderes suchen als nur leichte Unterhaltung. Dr. R. Niebelsell bringt im Bd. 1 einen Aufsatz über Mathematik im Kriege, Prof. Dr. R. Collischonn über Freund und Feind in der Geschichte, Hans Altmannt plaudert von der Entstehung des Weltkrieges, Dr. Fr. Gagelmann nimmt die Physik im Kriege als Vorwurf und Prof. Dr. Paul Arndt plaudert über die Mobilmachung des Geldes. Bisher sind 18 Bändchen der vorliegenden Sammlung erschienen. C. S.

Romane, Novellen usw.

* Die in der vornehmen Ausstattung der Pan-Verlages (München, Georg Ed. Sanders) erschienene Novellensammlung „Der Massenmörder“ von Hans Hyan enthält 25 an Inhalt und Darstellungsart recht verschiedene Skizzen. Fast in allen zwar bemüht sich Hyan die Psychologie der Kriminalverbrecher darzustellen, aber während er in einigen Erzählungen alle Nebenfähhlichkeiten wegläht, seine Seldem in wenigen Strichen scharf charakterisiert und ihr Tun aus ihrem Tye folgert, wie z. B. in dem „Massenmörder“ und dem „Telegramm“, verläßt er in anderen, wie z. B. im „Budenpaf“ in langweilige Schilderungen, denen er manchmal einen sentimental-ironisch sein wollenden Schluß hinzufügt („Die Asylien“). In anderen Novellen wieder wird er zum warmen Anwalt der Verurteilten („Im Nebenflügel“) oder gibt kleine humorvolle Sittenbilder aus dem dunklen Berlin („Im Namen des Geistes“). Hyan's Stärke aber liegt unbedingt in der ersten Art der Erzählungen. Er versteht unser Interesse und Mitgeföhl für die Verbrecherraturen nachzutufen und würde sehr Bedeutendes auf diesem Gebiete schaffen können, wenn er auch die treibenden Beweggründe und die Vorgänge im Empfindungsleben seiner Seldem vor, während und nach dem Verbrechen studieren wöhlte, statt ihre Sprache wiederzugeben, die doch wirklich wenig interessant ist. M. Ch.

* Rene Haase: „Meine schwarzen Brüder.“ Novellen. (Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin, W.) Die junge, so rasch zum Ruhm gelangte Schriftstellerin, deren Romane „Im Bluffland“, „Die märkischen Dienow“ und „Nagghs Fahrt nach Südwest“ — schon dies Erstlingswerk erregte Aufsehen — so sehr gefielen, deren wissenschaftliches Buch „Durchs unbekannte Kamerun“ solch starkes Interesse erweckte, hat wiederum ein Buch, das in Kamerun spielt, bei Egon Fleischel erscheinen lassen. Der gute Name des Verlags bürgt von vornherein für eine gute Arbeit. Allerdings ist Rene Haases Thema so interessant, daß es damit geht, wie mit einer guten Rolle beim Theater. Auch mittelmäßig behandelt oder gespielt, wird immer etwas Gutes und Wertvolles übrig bleiben. In den vorliegenden kurzen Skizzen hat die Verfasserin sich bemüht, das Seelenleben der Neger psychologisch zu beleuchten und das ist ihr auch restlos gelungen. Voller Interesse und Vergnügen liest man diese Aufzeichnungen und legt das Buch nur ungerne aus der Hand, so sehr fesselt der „schwarze Gegenstand“. Doch bei aller Anerkennung eine Frage: Warum wöhl die Verfasserin sich nicht bemüht, ein besseres und gepflegteres Deutsch zu schreiben. Sälchte Schreibart ist gewiß nicht verwerflich, aber kunstlos sollte sie nicht sein. Hier ist oft ein mücherner, fast flacher Ton, der sich leicht vermeiden ließe, bedenknt man, wie unendlich reizvoll der Stoff ist. Aber es fehlt vielfach die Poesie, die sehr erträglich wäre, ohne irgendwie der Realität zu schaden. Stilistisch am besten ist entschieden die Novelle „Dunstkrieg“. Mit dieser Arbeit hat Rene Haase den Beweis erbracht, daß sie gut schreiben kann, wenn sie nur will. B. v. N.

Zeitschriftenschan.

* Mit dem soeben erschienenen Juliheft beginnt die Münchner Kunstzeitschrift „Die Kunst“ (H. Brudmann, A.-G., München) das letzte Quartal ihres laufenden Jahresganges. Es ist wieder reich und gebiegen in seinem Inhalt und weist u. a. Arbeiten auf von: Walter Büttner, einem der bekanntesten Mitglieder der leider nicht mehr bestehenden Künstlervereinigung „Die Scholle“. Nicht minder reich an schönen Abbildungen ist der Aufsatz über den kürzlich unerwartet verstorbenen Dresdener Maler Oskar Zwintscher, Richard von Boschingers Kunst († 1914) wird uns in mehreren feingewählten Proben vorgeführt und ein aufs interessanteste illustrierter Bericht über „Kunst in Kölnen Privatbesitz“ beschließt den ersten Teil des Heftes. Der zweite, der angewandten Kunst gewidmete Teil behandelt ausschließlich Österreichische Kunst und gibt ein erfreuliches Bild von dem Stande des Kunstschaffens unserer Verbündeten.

* Das soeben erschienene Juliheft der „Deutschen Kunst und Dekoration“ (Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt) befaßt sich in der Hauptfache mit dem Münchener Maler Max Feldbauer. Diese Malereien, meint Karl Mayr in seiner beigegebenen Würdigung, sind so sehr auf Farbigeit eingestellt, daß die photographische Wiedergabe ihnen ein gut Teil ihrer Wirkung nimmt, während doch die heftig hingeworfenen Farbpflecke selbst in der Photographie etwas widerständig ins Auge springen. Immerhin bleibt der Eindruck einer gedrängten Kraft, namentlich in den Pferdebildern. Nach Feldbauer kommt, ein starker Gegensatz, der Holländer W. O. A. Nieuwenkamp mit seinen Beiträgen, sehr hart und liebevoll, mit viel Sinn für Ornamentik gestrichelten Radierungen. Der kunstgewerbliche Teil umfaßt Abbildungen aus der Österreichischen Kunstglas-Ausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum, Erzeugnisse des Glasindustriebezirks Saida-Steinschönau. Daran gliedert sich ein kleiner Modeaufsatz.

* Die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ (Verlagsanstalt Ringier u. Co., Zofingen) ist inhaltlich wieder recht interessant. Für die Verkömigungsgewalt der Seekriegswaffen gibt die Aufnahme eines englischen Schiffes aus der Seeschlacht im Stagerat ein Beispiel. Vom populärsten Präsidentschaftskandidaten in Amerika „Loddy“ Hoofevelt, von Ch. E. Hughes und Henry Ford, und von anderen Männern des Tages und des Todes bringt die neue Nummer gute Aufnahmen. Auch sonst bietet diese Nummer viel Beachtenswertes und schriftstellerisch Wertvolles.

* Als „Badennummer“ ist soeben das neueste Heft der „Eleganten Welt“ (Verlag Dr. E. Eysler, Berlin), der bekannten Berliner Gesellschafts- und Modezeitschrift, erschienen. Das ungewöhnlich schöne farbige Titelbild, ein Werk des Malers Ehrenberger, zeigt eine äußerst reizvolle Strandzene. Gleich der erste Artikel führt mitten in das Badeleben, indem er über den gegenwärtigen Stand des interessanten Themas „Der Badeanzug“ in Wort und Bild berichtet.